



Funk_R_1982

Glaubenshaltung im Verzicht auf Haben Zur Hermeneutik der jesuanischen Lebenspraxis

Rainer Funk

"Glaubenshaltung im Verzicht auf Haben. Zur Hermeneutik der jesuanischen Lebenspraxis,"
in: J. Blank und G. Hasenhüttl (Eds.): *Erfahrung, Glaube, Moral*, Düsseldorf 1982, pp. 123-
139 (Patmos Verlag).

Copyright © 1982 and 2011 by Dr. Rainer Funk, Ursrainer Ring 24, D-72076 Tuebingen,
Germany; E-Mail: funk[at-symbol]fromm-online.com.

I. Glaube als Erfahrung des Noch-Nicht aufgrund einer bestimmten Lebenspraxis

Was hat Glaube mit Erfahrung zu tun? Die *These* lautet: Ein Glaube, der seine Basis nicht in der Lebenspraxis selbst hat, ist in Wirklichkeit kein Glaube. Dies gilt für den Glauben an sich selbst ebenso wie für den Glauben an andere Menschen und an Gott. Wo der Glaube keine Basis in der Lebenspraxis hat, wird er zur Ideologie, zum Opium, zur Illusion, da wird der Gegenstand des Glaubens zum Idol und projiziertem idealem Selbstbild. Glaube ist aber nicht einfach nur Spiegelbild der Lebenspraxis. Von Glaube lässt sich nur sinnvoll sprechen, wo es eine Spannung gibt, die aus der Ahnung des Anderen, Besseren, Heilen, Geglückten, Ewigen -kurz: des Noch-Nicht entsteht. Glaube ist also die Fähigkeit des Menschen, das Noch-Nicht aufgrund einer bestimmten Lebenspraxis in Erfahrung zu bringen.

Theologie versucht dieser Eigenart des Glaubens dadurch gerecht zu werden, dass sie den Begriff des Glaubens an den einer vorgängigen Erfahrung bindet. Die Fähigkeit zum Glauben soll aus einer Erfahrung seines Geschenkseins erwachsen, und erst der angenommene Glaube soll zur Erfahrung eines Lebens der schenkenden Liebe befähigen. Die Antwort des Lebens sei deshalb aus der Erfahrung des Wortes, der gelebte Glaube als Imperativ erst aufgrund der Erfahrung des Indikativs möglich usw. Mit dieser Interpretation des Glaubens durch den Begriff einer vorgängigen Erfahrung wird nun aber gerade nicht die Verbindung zur Lebenspraxis als Basis des Glaubens hergestellt. In Wirklichkeit wird der Glaube von dieser getrennt, denn die dem Glauben vorgängige Erfahrung hat ihren Ursprung nicht mehr im Subjekt und in der eigenen Lebenspraxis, sondern außerhalb davon. (So muss der ganz subjektive Begriff der „Erfahrung“ auf einmal etwas bezeichnen, was nicht in der Erfahrung des Subjekts gründet, was ihm gerade nicht eigen, sondern jenseits und ganz außerhalb von ihm ist.) Und erst, wenn das Subjekt sich dieser fremden Erfahrung aussetzt, soll diese zu einer Befähigung werden, die es anders handeln lässt.

Diese theologische Lösung hat vor allem den Sinn, die Andersartigkeit der Erfahrung des Glaubens zu sichern. Sie hat in der christlichen Theologieggeschichte darüber hinaus die Aufgabe, den Glauben an das Noch-Nicht zu schützen gegenüber einem ethischen Leistungsdenken, das den Glauben mit der Erfüllung eines bestimmten ethischen Gesetzes identifiziert. Diese Anliegen gilt es zu unterstreichen. Gleichzeitig muss aber gefragt wer-



den, welche Konsequenzen faktisch mit der angezeigten theologischen Lösung eingehandelt werden:

(1) Wo Glaube von der Basis der Lebenspraxis getrennt wird, lässt sich Christsein im Raum des *Glaubensbekenntnisses*, des Dogmas, des Lehramts, der *Orthodoxie messen*, ohne dass das Bekenntnis sich an der Lebenspraxis selbst orientieren müsste. Das bringt für die sogenannten Amtsträger den „Vorteil“ mit sich, dass sie keine Charismatiker mehr sein müssen und dass nicht der eigene Lebenswandel, sondern die Zustimmung zur Doktrin zum Merkmal der Unterscheidung gemacht werden kann. Es führt aber auch zu einer geringeren Zeugniskraft, so dass die Christen immer weniger erlöst aussehen.

(2) Wo Glaube von der Basis der Lebenspraxis getrennt wird, wird die Erfahrung des Anderen zur Erfahrung eines jenseitigen Ganz-Anderen und damit zu einer Erfahrung, die nicht mehr im erfahrenden Subjekt wurzelt und von ihm mitverantwortet werden kann. Das bringt den Verteidigern der Glaubenslehre und einzelnen Gläubigen den „Vorteil“ einer Immunität gegen jeden Angriff des Denkens und der Vernunft. Es bringt aber auch den Vorwurf der narzisstischen Selbstvergöttlichung, des Irrationalismus und der Entmündigung des autonomen Subjekts.

(3) Wo Glaube von der Basis der Lebenspraxis getrennt wird und also kein Glaube *aufgrund der* Lebenspraxis ist, da wird Glaubenkönnen zur Frage der Unterwerfung unter, der Identifikation mit und/oder der Bewunderung für ein Ganz-Anderes, das sich gerade dadurch auszeichnet, dass es nicht mehr in der eigenen Lebenspraxis gründet. Das bringt den großen „Vorteil“, sich von allen Nichtgläubigen unterscheiden zu können, ein Proprium zu besitzen und sich zum „spezifisch-christlichen“ Heil auserwählt und berufen wissen zu dürfen! Diese Auslieferung an ein Ganz-Anderes führt aber wie jede narzisstische und masochistische Selbstaufgabe gleichzeitig zu einem Selbstverlust, bei dem der Mensch in seiner Fähigkeit zur Erfahrung des Anderen depotenziert wird. Solcher Glaube gewährt unendlich viel Befriedigung, aber nur unter der Voraussetzung der Verfügung über das Ganz-Andere. Entzieht sich dieses oder wird es in Frage gestellt, dekompenziert der Mensch, sucht er sich Ersatzgötter, wird er verrückt oder depressiv.

Es ließen sich noch andere Konsequenzen aufzeigen, die bei der gängigen theologischen Sicherung der Andersartigkeit der Erfahrung des Glaubens auftreten. Immer geht es im Kern darum, dass Glaube als Fähigkeit des Menschen zur Erfahrung des Anderen als eines Noch-Nicht von der Basis der Lebenspraxis getrennt wird und durch die geschenkte Erfahrung des Ganz-Anderen ersetzt wird. Immer gilt aber auch, dass mit dieser Substituierung eine Entwertung des Subjekts und der in der Lebenspraxis selbst gründenden Potenzen einhergeht, die dann wiederum durch die Verfügbarmachung des Ganz-Anderen in Glaubensformeln, Sakramenten, Ritualen ausgeglichen werden muss, soll das Menschsein des Menschen nicht total scheitern.

Die Ausgangsthese lautet demnach präziser: Christlicher Glaube verfügt nur dann nicht notwendig über das Ganz-Andere - und jedes Verfügen über das Ganz-Andere ist nun einmal Götzendienst-, wenn die Erfahrung des Anderen und des Noch-Nicht in einer entsprechenden Lebenspraxis selbst gründet. Dieses Gründen des Glaubens in der Lebenspraxis ist hinsichtlich Leben und Lehre Jesu im allgemeinen unbestritten. Jesu Lebenspraxis ist mit seinem Glauben und seinen Lehren kongruent. Seine (im Neuen Testament bezeugte) Erfahrung des Noch-Nicht gründet in seiner Lebenspraxis - bis zum Tod am Kreuz. Warum also sollte nicht gerade dieser Mut zu dieser Lebenspraxis ernst genommen werden? Warum soll es nicht tatsächlich so sein, dass die Erfahrung des



Noch-Nicht, des Anderen, des Heilen und Geglückten dort geschieht, wo eine solche Lebenspraxis gewagt wird? Warum sollte nicht endlich das Auseinanderdividieren des Glaubensgeschehens in einen Indikativ und einen Imperativ, in eine vorgängige Begnadung und eine daraus folgende Lebenspraxis aufhören (sei dieses Vorgängige nun zeitlich, kausal, transzendentalphilosophisch, transzendentaltheologisch oder ontologisch verstanden)? Warum soll Theologie, statt dass sie Dogmatik und Ethik ist, nicht vielmehr Konkretisierung einer Lebenspraxis in Wort und Tat sein, bei der die Erfahrung des Anderen im Vollzug der Lebenspraxis selbst gemacht wird? Die Gründe, warum versucht wird, die Erfahrung des Anderen von der Lebenspraxis zu trennen, wurden ansatzweise genannt. Auch auf die Konsequenzen einer solchen Trennung wurde hingewiesen. Nun soll versucht werden, jene Erfahrung des Noch-Nicht plausibel zu machen, die ihren Grund in der Lebenspraxis selbst hat. Natürlich geht es dabei um den Aufweis einer bestimmten Lebenspraxis, eben der, bei welcher jene Erfahrung des Noch-Nicht gemacht wird, die für das kennzeichnend ist, was wir christlichen Glauben nennen. Anders ausgedrückt: Es soll versucht werden, die spezifische Lebenspraxis Jesu - das jesuanische Ethos - begreifbar zu machen. Zu diesem Versuch ermutigt Erich Fromms Alternative *Haben oder Sein*¹, zumal Fromm - trotz seiner Abkehr von der Praxis der jüdischen Orthodoxie und von ihrem Glauben an einen personalen Gott - nie jenes spezifisch jüdische Verständnis eines Glaubens, der im praktizierten Ethos gründet, aufgegeben hat. Warum sollte der Jude Jesus einem solchen Verständnis so fern sein? Es soll also die für den Glauben Jesu typische Lebenspraxis mit der Frommschen Unterscheidung von Haben oder Sein plausibel gemacht werden. Hierzu ist es unerlässlich, das, was Fromm mit „Haben“ und „Sein“ meint, vorzustellen.

II. Die Alternative „Haben oder Sein“ als Inbegriff von zwei grundsätzlich verschiedenen Orientierungen der Lebenspraxis

Fromm versteht unter der Haben-Sein-Alternative „zwei grundlegende Existenzweisen, zwei verschiedene Arten der Orientierung sich selbst und der Welt gegenüber, zwei verschiedene Arten der Charakterstruktur, deren jeweilige Dominanz die Totalität dessen bestimmt, was ein Mensch denkt, fühlt und handelt“². Untersucht man alle möglichen Orientierungen der Lebenspraxis von Menschen, so kommt man zu dem Schluss: Letztlich orientiert sich der Mensch in seiner Lebenspraxis entweder am Haben oder am Sein.

Was heißt das, dass jemand seine Lebenspraxis letztlich am *Haben* orientiert? Wer sein Leben am Haben orientiert, der bestimmt sich selbst, seine Existenz, seinen Lebenssinn, seine Lebenspraxis von dem her, was er hat, haben kann und mehr haben kann. Nun gibt es fast nichts, was nicht Gegenstand des Habens und Habenwollens werden könnte: materielle Dinge jeder Art (Eigenheim, Geld, Aktien, Wertpapiere, Schallplatten, Bücher, Briefmarken, Münzen und andere Dinge, die teils „mit Sammlerleidenschaft“ gesammelt werden). Aber auch andere Menschen können zum Gegenstand des Habens und Habenwollens werden. Natürlich sagt man nicht, dass man einen anderen Menschen in Besitz nimmt und als sein Eigentum ansieht. Man ist da etwas rücksichtsvoller und spricht davon, dass man für andere Sorge und Verantwortung hat. Aber bekanntermaßen hat der, der die Verantwortung trägt, auch das Recht, über den anderen zu ver-

¹ E. Fromm, *Haben oder Sein*, Stuttgart 1976.

² E. Fromm, a. a. O. 33 f.



fügen. Und so werden Kinder, Behinderte, Alte, Kranke, Therapiebedürftige in Besitz genommen, und wehe, der Kranke wird gesund oder die Krankenschwester muss in den Ruhestand gehen. Dann wird die Bestimmung vom Haben her offensichtlich. Aber auch vom Haben von Tugenden und Werten her kann man seine Lebenspraxis bestimmen: Ehre haben, Ansehen haben, ein Image haben, Mut haben, Gesundheit haben, Schönheit und Jugendlichkeit haben oder auch Weisheit und Erfahrung haben . . . Aber damit nicht genug: Auch Überzeugungen politischer, weltanschaulicher und religiöser Art können wie ein Besitz erworben und hartnäckig bis aufs Blut - verteidigt werden. Ein gerade bei religiösen Menschen weit verbreiteter Gegenstand des Habens sind Wahrheit und Recht: Alles wird davon abhängig gemacht, ob einer Recht hat oder ob er die Wahrheit hat. Endlose Diskussionen, jahrelange Gerichtsprozesse und zerstörerische Glaubenskriege werden geführt, um Recht und Wahrheit zu haben. Buchstäblich alles kann gehabt werden, wenn die Lebenspraxis eines Menschen im letzten so geartet ist, dass jede Äußerung in Wort und Tat vom Besitzen, Konsumieren, Unterwerfen, Vereinnahmen - kurz vom Haben und Haben-wollen bestimmt ist. Immer bedient sich der Mensch hierbei einer Krücke, eines Gegenstands außerhalb von ihm, um zu sein, selbst und etwas zu sein. Ein am Haben orientierter Mensch ist nur er selbst, insofern er etwas hat und haben kann.

Anders bei dem Menschen, der seine Lebenspraxis am *Sein* orientiert. Das, was er hat und haben kann, ist nicht dazu bestimmt, ihm erst seine Identität zu ermöglichen. Ein am Sein orientierter Mensch ist, weil er er selbst ist und weil er seine ihm gegebenen Kräfte der Liebe, der Vernunft und der Kreativität zu aktivieren sucht. Er baut auf dem auf, was er ist und was mit seinem Menschsein als Möglichkeit gegeben ist. Er kann lieben, teilen, hergeben, ohne auf etwas verzichten zu müssen. Er hängt nicht an dem, was er hat und haben kann. Er lebt frei von jeder Fremdbestimmung durch ein Objekt, das seine Gier anstacheln könnte. Er selbst ist es, der hört, lacht, liebt, denkt, sich freut, weint, fühlt, liest, redet, arbeitet- er selbst ist der Akteur all dieser Tätigkeiten. Das Handlungszentrum liegt in ihm und nicht außerhalb von ihm. Bei dem Menschen, der am Haben orientiert ist, ist nicht er selbst es, sondern es ist das Objekt, das ihn bestimmt. Das Haben des Objekts - es - lässt ihn dann freuen, lachen, weinen, fühlen, denken, lieben.

Die Rede vom „Haben“ kann das Missverständnis begünstigen, als dürfe der Mensch, der in der Weise des Seins lebt, nichts mehr haben oder haben wollen. Freilich verrät sich der am Haben Orientierte leicht bereits dadurch, dass er dieses oder jenes haben möchte. Das, was er an Eigentum, Bildung, Können, Ansehen und anderem hat, muss aber nicht notwendig ein Indiz für eine Lebenspraxis des Habens sein. Die Alternative „Haben oder Sein? betrifft nicht das, was ein Mensch konkret hat oder nicht hat, sondern die Haltung und Einstellung, die ein Mensch zur Wirklichkeit und zu den Dingen dieser Welt hat. Die Alternative betrifft die Frage: Woher bestimmt der Mensch seine Lebenspraxis, sein Denken, Fühlen und Handeln? Bestimmt er sich von dem her, was er hat und haben kann, oder von dem her, was er ist und potentiell sein kann. dass jemand, der viel hat und vielleicht mehr hat, als er für sein Leben im Vergleich zu anderen braucht, leichter in Gefahr ist, seine Lebenspraxis an eben diesem Haben zu orientieren, liegt nahe, muss aber nicht so sein. Auch der Bettelarme oder der großzügige Mäzen können extrem am Haben orientiert sein.

Es lassen sich *verschiedene Merkmale* namhaft machen, die immer nachweisbar sind, je nachdem, ob eine Lebenspraxis letztlich am Haben oder am Sein ausgerichtet ist. Ein erstes Merkmal ist das *produktive Tätigsein* für eine Lebenspraxis, die sich am Sein orien-



tiert, und ist eine eigenartige *Passivität* für die Haben-Orientierung. Produktives Tätigsein meint, dass der Mensch selbst der Akteur und das Subjekt seiner Lebenspraxis ist und dass er die in ihm selbst liegenden Potenzen aktuiert. Das Merkmal der Passivität für den Haben-Orientierten weist auf seinen passiven Zustand hin: Er ist nicht er selbst in dem, was er tut oder nicht tut, denkt, fühlt, handelt, erfährt. Er „wird“ gelebt von inneren und äußeren Umständen, Erfahrungen, Bedürfnissen, Leidenschaften, die ihn haben. Aktivismus und Geschäftigsein sind in Wirklichkeit Ausdrucksformen von Passivität, während Meditationsübungen Formen intensivsten Tätigseins sein können.

Ein anderes Merkmal für eine Lebenspraxis des Habens ist eine ganz *spezifische Angst* und *Unsicherheit*, die von der permanenten Gefahr hervorgerufen wird, dass das, was man hat, verloren gehen könnte. Um dieser Gefahr vorzubeugen, ist man gezwungen, alle Energien zu mobilisieren, um sich an dem, was man hat, festzuhalten und abzusichern. Die Tatsache, dass jemand das, was er hat, verlieren kann, schafft die ständige Sorge, dass er es auch verliert. Eine Lebenspraxis des Habens ist deshalb von dieser nicht notwendig zum Leben gehörenden Angst geprägt. Diese Angst kann sich an alles Mögliche klammern: Sie kann Angst vor Räubern sein, vor wirtschaftlichen Veränderungen, vor Revolutionen, vor Krankheit, vor Linken, vor dem Tod, und sie kann Angst vor der Liebe, vor der Freiheit, vor dem Wachsen, vor Veränderung, vor dem Unbekannten sein. Diese spezifische Angst und Unsicherheit gibt es bei einer Lebenspraxis in der Weise des Seins nicht. Diese ist vielmehr durch eine unanfragbare *Sicherheit gekennzeichnet*: „Wenn ich bin, der ich bin, und nicht, was ich habe, kann mich niemand berauben oder meine Sicherheit und mein Identitätsgefühl bedrohen. Mein Zentrum ist in mir selbst.“³ Meine Fähigkeit, zu sein und die mir wesenseigenen Kräfte zu gebrauchen, gründet in mir selbst. Solche im Menschen liegenden Kräfte sind seine Vernunft, seine Liebe, seine künstlerische und geistige Kreativität. Und von ihnen allen gilt, dass sie wachsen, wenn sie gebraucht werden. Im Gegensatz zu allen Haben-Größen, die ja in dem Maße verbraucht werden, als sie gebraucht werden, gilt für die dem Menschen eigenen Kräfte: Was hergegeben wird, ist nicht verloren, aber umgekehrt gilt, dass verloren ist, was zurückgehalten wird.

Ein weiteres Merkmal, das für jede Lebenspraxis des Habens oder des Seins typisch ist, lässt sich mit den Worten Gier und *Antagonismus beziehungsweise Solidarität* fassen. Wer sich am Haben orientiert, möchte immer viel haben, mehr haben, am meisten haben. Zum Haben gehört demnach die Gier. Diese Gier ist unersättlich im doppelten Sinn des Wortes: Ein gieriger Mensch hat immer ein übersteigertes Verlangen und unbegrenzte Wünsche, und er wird bei aller Befriedigung seiner Gier nie satt, weil das Haben ihn nicht wirklich befriedigt und seine innere Leere und Langeweile, seine Vereinsamung und Depression nicht wirklich überwinden kann.

Wenn aber jeder nun mehr zu haben wünscht, muss jeder auch vor der aggressiven Absicht des anderen Angst haben. Dadurch wird ein ständiger Antagonismus geschaffen, so dass dann tatsächlich gilt: homo homini lupus. Dieser mit dem Haben einhergehende Antagonismus unter den Menschen bekommt seine Gefährlichkeit freilich erst dort, wo es nicht nur um einen Wettstreit der Konsumgüter und des Eigentums geht, sondern wo es um das Lebensrecht und die Überlebenschance von Nationen und Teilen der Menschheit geht. Der Antagonismus unter den militärischen und politischen Machtblöcken in

³ E. Fromm, a. a. O. 111.



Form des atomaren Wettrüstens drängt von der Dynamik der Haben-Orientierung her zwangsläufig zur Destruktion.

Eine Lebenspraxis, die am Sein orientiert ist, ist nicht darauf aus, die Menschen zu scheiden, sich vom anderen abzugrenzen, Klassengegensätze aufzurichten, weil sie jene Gegenstände und Werte, die das Leben attraktiv und lebenswert machen, nicht privatisieren und zum Mittel der Selbstbehauptung umfunktionieren will. Nichts eint nämlich die Menschen mehr, ohne dass dadurch ihre Individualität aufgegeben oder eingeschränkt würde, als wenn sie ihre Bewunderung und Liebe teilen können, wenn sie also ihren Gefallen an einer Idee, an einem Musikstück, einem Gemälde, einem Gegenstand, einem Symbol teilen; wenn sie an einem Ritual teilhaben und wenn sie das Leid teilen können.⁴ Es ist die Weisheit aller großen religiösen, politischen und philosophischen Bewegungen, dass nur die Erfahrung des Teilens die Beziehung zwischen Menschen lebendig hält. Solidarität ist deshalb die Alternative einer Lebenspraxis des Seins im Gegensatz zum antagonistischen Prinzip des Wettkampfs, der Absonderung und Hierarchisierung bei einer Lebenspraxis des Habens.

Ein weiteres Merkmal der je verschiedenen Orientierungen der Lebenspraxis ist die *Angst vor dem Sterben* bzw. die *Bejahung des Lebendigen*. Bei einer Lebenspraxis des Habens wird immer der Versuch gemacht, das eigene Leben zum Gegenstand des Besitzes und des unersättlichen Mehr-Haben-Wollens zu machen. Die Angst vor dem Sterben ist dann nicht die in der Tat berechtigte Angst vor dem Leiden und vor den Schmerzen, die dem Tod vorausgehen. Die Angst vor dem Sterben ist dann vielmehr die Angst davor, das, was wie ein Besitz betrachtet wird, zu verlieren: den eigenen Körper, das Ich, die Identität. Orientiert sich die Lebenspraxis am Sein, dann ist eine besondere Bejahung des Lebendigen typisch, und zwar des Lebens als eines produktiv-tätigen Vollzugs. Je mehr die dem Menschen eigenen Kräfte der Vernunft und der Liebe entfaltet werden, desto mehr wird das Leben als Lebensaufgabe selbst realisiert. Wo sich aber der Mensch auf das Lebendige konzentriert, erübrigt sich die Frage nach dem Dasein als einem „Sein zum Tode“. Denn je mehr wir uns von unserer Begierde nach Besitz in all seinen Formen frei machen, desto weniger stark ist die Angst vor dem Sterben, weil es dabei nichts zu verlieren gibt. Vielmehr ist das Leben zu seiner Vollendung gekommen.

Schließlich ist ein Merkmal zu erwähnen, das von besonderer Relevanz für die Lebenspraxis Jesu und seine eschatologische Botschaft vom Reich Gottes ist. Es bezieht sich auf das Verhältnis zur Zeit. Eine Lebenspraxis, die sich am Haben orientiert, ist immer von einer eigenartigen *Zeitgebundenheit* bestimmt, während die Lebenspraxis des Seins durch eine *Zeitlosigkeit* gekennzeichnet ist.

In der Bestimmung am Haben sind wir gebunden an das, was wir in der Vergangenheit angesammelt haben: Geld, Land, einen Ruf, einen sozialen Status, Wissen, Erfahrung, Kinder, Erinnerungen und anderes. Für eine Lebenspraxis, die sich am Haben orientiert, ist deshalb besonders typisch, was man heute Nostalgie nennt: Sentimentalität, Denkmalschutz-Ideologie, Archivierungssucht, Trachtenvereins- und Heimatfestmentalität, Historizismus und anderes. Besonders auffällig wird diese Art von Zeitgebundenheit, wo es um Rituale, Sitten, Routinen geht, denn diese vermitteln das Identitätserleben über die Zeitgebundenheit des Habens. Und wird nur wenige Minuten später als üblich zu Mittag gegessen, so kann das jemanden aus der Fassung bringen. Aber auch gegenüber

⁴ Vgl. E. Fromm, a. a.O. 115.



der Zukunft gibt es eine ganz typische, am Haben orientierte Zeitgebundenheit. Die ausschlaggebende Perspektive ist jene des Habens: wie viele Dinge und was jemand haben und gehabt haben wird. Die Zukunft ist dann die Vorwegnahme dessen, was die Vergangenheit werden wird. Die Gegenwart wird erst in der Zukunft entscheidend werden: beim letzten Weltgericht, im Himmel oder in der Hölle, und wo diese Zukunftsperspektive zu entschieden ist: im Fegfeuer. Ansonsten ist die Gegenwart unbedeutend. Sie ist nur die Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Für eine Lebenspraxis in der Weise des Seins ist demgegenüber die Zeitlosigkeit kennzeichnend. Das bedeutet nicht, dass der am Sein Orientierte nicht auch die Zeit respektieren müsste, aber er unterwirft sich ihr nicht. Entscheidende Augenblicke wie ein kreativer Akt eines Künstlers oder das Erleben einer Idee oder einer Vision geschehen in der Zeitlosigkeit des Augenblicks. Die Erfahrung des Liebens, der Freude, der Wahrheits-erkenntnis geschieht nicht in der Zeit, sondern im Hier und Jetzt, im Kairos. Das „hic et nunc“ ist Ewigkeit als Zeitlosigkeit, während in der Weise des Habens die Ewigkeit zur unbegrenzt verlängerten Zeit wird.

Auch für den am Sein Orientierten gibt es Vergangenheit und Zukunft. Während aber für den am Haben Orientierten die Vergangenheit etwas Totes ist, das man konservieren muss, damit man sich an ihm festhalten und über es verfügen kann, wird in einer Lebenspraxis, die sich am Sein orientiert, das Vergangene wieder-erschaffen, so dass Totes neu zum Leben kommt. Vergangenheit wird dadurch zum Hier und Jetzt. Das gleiche gilt für die Zukunft: Der am Sein Orientierte antizipiert einen zukünftigen Zustand so vollkommen in seiner eigenen Erfahrung, dass das Zukünftige nur als ein äußerer Tatbestand, nicht aber im subjektiven Erleben gegeben ist. (Darum ist in der präsentischen Eschatologie des Johannes-Evangeliums der, der glaubt, schon gerichtet; und darum gilt es, nüchtern und wachsam zu sein, weil sich darin die Zukunft ereignet.)

Mit diesen Hinweisen zu Merkmalen, die stets bei einer Lebenspraxis des Habens oder des Seins zugegen sind, ist das Instrumentarium vorgestellt, mit dem nun in einem dritten Schritt an die vor allem in den ältesten Teilen des Neuen Testaments, in den Logien der Quelle Q bezeugten Aufforderungen zu einer jesuanischen Lebenspraxis herangegangen werden soll.

III. Glaube als Erfahrung des Anderen in der Lebenspraxis Jesu

Immer, wenn Jesus mit Worten und mit seinem konkreten Lebensvollzug seine Lebenspraxis mitteilt, fordert er (und lebt er selbst vor) einen Verzicht auf eine Lebensweise, die sich am Haben und Haben-wollen festmacht. Die Haltung des wahrhaft Glaubenden wird von Jesus zwar nicht „Leben in der Weise des Seins“ genannt. Er spricht vom Reich Gottes, von Gott als einem Vater und deshalb von einem Glauben, der sich als Nachfolge Jesu realisiert. Aber dieser Glaube gründet in einer Lebenspraxis, und jedes Bekenntnis dieses Glaubens gründet in einer Lebenspraxis, die sich mit Haben-Verzicht umschreiben lässt.

Eine erste Gruppe von Texten der Evangelien sind die Ethos-Forderungen Jesu selbst. Die Forderung nach Haben-Verzicht bezieht sich hier vor allem auf das Recht-Haben und Besitz-Haben. Gegen eine Haltung des Recht-Habens richtet sich das Wort von der Vergeltung: „Wenn dich einer auf die rechte Backe schlägt, dann halte ihm auch die andere hin“ (Mt 5,39; vgl. Lk 6,29). Den gleichen Verzicht auf eine Existenzbestim-



mung vom Recht-Haben her drückt das Gebot der Feindesliebe aus: „Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen“ (Mt 5,44; vgl. Lk 6,27).

Eine Beziehung von Mensch zu Mensch, die sich am Recht-Haben orientiert, attackieren folgende Worte Jesu: „Richtet nicht, dann werdet auch ihr nicht gerichtet werden“ (Lk 6,37a; vgl. Mt 7,1). - „Warum siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, aber den Balken in deinem Auge beachtest du nicht? Wie kannst du zu deinem Bruder sagen: Lass mich den Splitter aus deinem Auge herausziehen - und dabei steckt in deinem Auge ein Balken? Du Heuchler! Zieh zuerst den Balken aus deinem Auge, dann kannst du versuchen, den Splitter aus dem Auge deines Bruders herauszuziehen“ (Mt 7,3-5; vgl. Lk 6,41 f). Hier wird gezeigt, dass der Mensch, weil er aus sich selbst nichts ist, der Versuchung erliegt, das Unrecht beim anderen zu suchen, um dann diesem gegenüber recht zu haben. Den gleichen Gedanken formuliert die „Goldene Regel“ positiv: „Alles, was ihr von anderen erwartet, das tut auch für sie!“ (Mt 7,12a; vgl. Lk 6,31).

Die Aufforderung: „Wer dich bittet, dem gib, und wer von dir borgen will, den weise nicht ab“ (Mt 5,42; vgl. Lk 6,30) bezieht sich bereits auf das Besitz-Haben. Im Gegensatz zur kirchenrechtlichen Fragestellung geht es beim Ehescheidungsverbot nicht um Recht-Haben, sondern um den Verzicht auf einen Besitzanspruch. Weil die Frau nach damaliger Vorstellung zum Besitzstand des Mannes gehört, ist die Ehescheidung zum Zwecke der Wiederheirat notwendig vom Motiv des Habens bestimmt. Gegen die übliche Scheidebriefpraxis kann Jesus deshalb den HabenVerzicht fordern: „Wer seine Frau aus der Ehe entlässt und eine andere heiratet, begeht Ehebruch; auch wer eine Frau heiratet, die von ihrem Mann aus der Ehe entlassen wurde, begeht Ehebruch“ (Lk 16,18; vgl. Mt 5,32).

Ganz allgemein warnt Jesus vor dem Besitz-Haben, wenn er sagt: „Gebt acht und hütet euch vor aller Habsucht! Denn das Leben eines Menschen hängt nicht von seinem Vermögen ab, mag es noch so groß sein“ (Lk 12,15). Von hier aus wird Jesu skeptische Einstellung gegenüber dem Reichtum verständlich. Als der reiche Jüngling nicht bereit ist, seinen Besitz zu verkaufen und das Geld den Armen zu geben, belehrt Jesus seine Jünger: „Meine Kinder, wie schwer ist es, in das Reich Gottes zu kommen. Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt“ (Mk 10,24b.25; vgl. Mt 19,23 f; Lk 18,24 f). Die Rede vom Schätzesammeln (Mt 6,19-21; Lk 12,33f), das Gleichnis vom reichen Toren (Lk 12,16-21), das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus (Lk 16,19-31) und das Wort vom Scherflein der Witwe (Mk 12,41-44; Lk 21,1-4) sind weitere Illustrationen für den Verzicht auf das BesitzHaben.

Die tägliche Sorge um Nahrung und Kleidung ist ein weiteres Beispiel, an dem Jesus verdeutlicht, worum es ihm geht. Wo menschliche Lebenssorge sich auf die Frage konzentriert, ob man etwas zu essen und anzuziehen hat, weil man glaubt, von diesem Haben hänge die Existenz ab, da gilt die Warnung Jesu vor dem Sorgen: „Sorgt euch nicht um euer Leben und darum, dass ihr etwas zu essen habt, noch um euren Leib und darum, dass ihr etwas anzuziehen habt. Das Leben ist wichtiger als die Nahrung und der Leib wichtiger als die Kleidung... Wer von euch kann mit all seiner Sorge sein Leben auch nur um eine kleine Zeitspanne verlängern? Wenn ihr nicht einmal etwas so Geringes könnt, warum macht ihr euch dann Sorgen um all das übrige?“ (Lk 12,22f.25f; vgl. Mt 6,25-33).

An anderer Stelle sagt Jesus, die Menschen sollten sich vor denen fürchten, die nicht nur den Leib, sondern auch die Seele töten könnten (vgl. Lk 12,4f; Mt 10,28). dass mit



dieser gefährlichen Macht, die den Menschen gar in die Hölle zu werfen vermag, die Lebensweise des Habens gemeint ist, zeigt die anschließende Rede von den zwei Spatzen, die man für einen Pfennig kaufen kann - die also so gut wie keinen Kauf- und Handelswert haben -und dennoch nicht zur Erde fallen. Sie sind viel wert, ohne einen Wert zu haben. Die gleiche Bedeutung hat der dann folgende Spruch, dass selbst die Haare auf dem Kopf gezählt sind. Und schließlich endet die Spruchsammlung an dieser Stelle mit der Versicherung: „Fürchtet euch nicht! Ihr seid mehr wert als eine Menge Spatzen“ (Lk 12,7; vgl. Mt 10,28-31). Es kommt also nicht darauf an, welchen (Markt-)Wert ein Mensch hat. Entscheidend ist allein, dass der Mensch sich selbst als Wert erfährt und daraus lebt.

Neben der Textgruppe der Gleichnisse und Gleichnisreden vom Reich Gottes und neben dem häufig gebrauchten Bild vom Mahl (Abendmahl, Hochzeitsmahl, Herrenmahl, Brotvermehrung), die hier unerörtert bleiben sollen, gibt es eine Reihe von weiteren zentralen Texten, die den Unterschied eines Lebens in der Weise des Habens bzw. des Seins (Glaubens) vor Augen führen: Texte, die von der Nachfolge Jesu handeln. Konkrete Nachfolge heißt immer Verzicht auf zwischenmenschliche Bindungen, mit denen der Mensch sich abzusichern versucht.

Wo der Mensch sein Leben an der Bindung zur Familie ausrichtet, wo er also seine Existenz vom Haben familiärer Bindungen abhängig macht, da trifft ihn die ganze Entschiedenheit des Rufs zur Nachfolge: „Denkt nicht, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert: Denn ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater zu entzweien und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter, und die Hausgenossen eines Menschen werden seine Feinde sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht würdig“ (Mt 10,34-38; vgl. Lk 12,51-53; 14,25-27).

Nachfolge besagt immer Verzicht auf eine Lebenspraxis, die sich an bestimmten Lebensäußerungen, das heißt an dem, was am Leben habhaft ist, festklammern will. Das andere Leben bedeutet, sein Kreuz auf sich zu nehmen, es also nicht anderen aufzubürden, und Jesus und seiner Weise des Lebens nachzufolgen: „Wer zu mir gehören will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen. Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sein Leben verliert?“ (Mt 16,24-26; vgl. Mk 8,34-36; Lk 9,23-25).

Ein Leben aus dem Glauben ist ein Leben in der Nachfolge Jesu und deshalb von jener Unsicherheit und Entschiedenheit geprägt, die jeden auszeichnet, der auf dem Weg ist. Nachfolge bedeutet ein Leben in der Wachsamkeit des Unterwegsseins nach dem Vorbild der Wüstenwanderung des Volkes Israel. Dies zeigt sich sowohl in Jesu eigenem „Umherschweifen“ als auch in seiner Unerbittlichkeit gegenüber allem „Sesshaften“ und „Bürgerlichen“: „Unterwegs begegneten sie einem Mann. Er redete Jesus an und sagte: Ich will dir folgen, wohin du auch gehst. Da antwortete ihm Jesus: Die Füchse haben ihren Bau und die Vögel ihr Nest; der Menschensohn aber hat nichts, wo er sein Haupt hinlegen kann. Zu einem anderen sagte er: Folge mir nach! Der erwiderte: Lass mich zuerst heimgehen und meinen Vater begraben. Jesus sagte zu ihm: Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber geh und verkünde das Reich Gottes. Wieder ein anderer sagte: Ich



will dir nachfolgen, Herr. Zuvor aber lass mich von meiner Familie Abschied nehmen. Jesus antwortete ihm: Keiner, der die Hand an den Pflug legt und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes“ (Lk 9,57-62; vgl. Mt. 8,18-22).

Eine letzte Textgruppe, die hier erwähnt werden soll, betrifft Jesu Stellung zur Tora. Einerseits soll nach Jesu Worten das Gesetz bis zum kleinsten Jota in Kraft bleiben (Mt 5,18; Lk 6,17), oder aber es wird gar verschärft bzw. auf seinen ursprünglichen Sinn gebracht wie etwa bei der Ehescheidungsfrage (Mk 10,2-12; Mt 5,27f.31f; 19,3-12; Lk 16,18); andererseits übt Jesus Gesetzeskritik und übertritt er mit seinen Jüngern das Gesetz. Diese eigenartig zwiespältige Stellung Jesu zur Tora, nämlich seine Toraverschärfung bei gleichzeitiger Torakritik und Toraübertretung, wird verständlich, wenn der Sinn des Gesetzes an der Haben-Sein-Alternative gemessen wird. Wo immer der Versuch gemacht wird, das Urteil darüber, was das Sittliche ist, am Buchstaben des Gesetzes und am puren Gesetzesgehorsam zu entscheiden, da macht der Mensch das Gesetz zu einem Gegenstand des Habens, von dem her er dann seine sittliche Existenz ausschließlich bestimmt. Nicht der Mensch selbst ist das Subjekt des sittlichen Entscheids, sondern allein der Gesetzesgehorsam, also die Feststellung, dass jemand das Gesetz erfüllt hat und deshalb das Gesetz auf seiner Seite hat. Die in den Evangelien bezeugte Gegnerschaft Jesu zu den Gesetzeslehrern und Pharisäern, denen er Heuchelei vorwirft, hat ihre Spitze gerade in dem Vorwurf, den Menschen zum Sklaven des Gesetzes degradiert zu haben. Deshalb übertritt Jesus das Sabbatgebot, und deshalb heilt er die verdorrte Hand (Mk 3,16; Mt 12,9-14; Lk 6,6-11), die gekrümmte Frau (Lk 13,10-16) und den Wassersüchtigen (Lk 14,1-6). Und darum fordert Jesus anlässlich des Ährenraufens seine Jünger dazu auf, sich im sittlichen Entscheiden nicht vom Besitz des Gesetzes und vom puren Gesetzesgehorsam leiten zu lassen: „Der Sabbat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbats willen“ (Mk 2,27b).

Überhaupt spiegelt sich in Jesu Auseinandersetzung mit den Pharisäern und Schriftgelehrten und ihrem Gesetzesverständnis die Alternative eines Lebens in der Weise des Habens oder des Seins zusammenfassend wider: „Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Außen haltet ihr Becher und Schüsseln sauber, innen aber sind sie voll von Raub und Gier. Du blinder Pharisäer! Mach zuerst rein, was im Becher drin ist, dann wird er auch von außen rein sein. Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr seid wie die Gräber, die weiß angestrichen sind und äußerlich schön aussehen; innen aber sind sie voll Knochen von Toten und voll Fäulnis. So erscheint auch ihr den Menschen von außen gerecht, innen aber seid ihr voll Heuchelei und Gottlosigkeit“ (Mt 23,25-28; vgl. Lk 11,39f). Die Existenzbestimmung vom Haben des äußeren Objekts her, das, was Jesus hier Heuchelei nennt, wird in den folgenden Vorwürfen noch deutlicher: „Alles, was sie tun, tun sie, um sich vor den Menschen zur Schau zu stellen: Sie machen ihre Gebetsriemen breit und ihre Kleiderquasten lang, beim Gastmahl möchten sie den obersten Platz und in der Synagoge die vordersten Sitze einnehmen, und auf den öffentlichen Plätzen lassen sie sich gern grüßen und von den Leuten Rabbi nennen“ (Mt 23,5-7; vgl. Lk 11,43).

Abschließend ist noch ein Blick auf das Leben Jesu selbst zu werfen. In der Versuchungsgeschichte wird Entscheidendes über Jesu Leben und Selbstverständnis gesagt (vgl. Mt 4,1-11; Mk 1,12 f; Lk 4,1-13): Jesus soll vom Teufel in der Wüste nach vierzigtäglichem Fasten unter Beweis stellen, dass er jemand ist, weil er über die Natur Macht *hat*, die Macht nämlich, Steine zu Brot werden zu lassen und die Schwerkraft aufzuheben. Als Je-



sus darauf nicht eingeht, bietet ihm der Teufel die Macht über alle Menschen an, so dass er der Größte und Stärkste wäre, allerdings unter der Voraussetzung, dass Jesus sich dem Teufel unterwirft. Jesus lehnt das teuflische Angebot ab, dadurch zu *sein*, dass er Macht über den Menschen *hat*.

Jesu Leben ist ein einziges Zeugnis für eine Lebenspraxis, bei der der Mensch mit aller Entschiedenheit darauf verzichtet, sich am Haben abzusichern und sich vom Haben her zu definieren. Seine Hinwendung zu den Armen, Verachteten, Verlorenen und Ausgestoßenen, sein Umgang mit öffentlichen Sündern, mit Zöllnern (und vielleicht auch mit Samaritern und Heiden) und mit dem einfachen Volk ist Ausdruck seiner Solidarität mit den Habe-nichtsen, mit jenen also, die weder Ansehen *noch* Geld, noch Recht, noch Bildung, noch Gesundheit, noch Stand, noch Religion haben. Jesu eigenes Leben des Haben-Verzichts kommt in seinem Leiden und Tod zu einem Höhepunkt. Er selbst versteht sich als ein Weizenkorn, das als Same stirbt, um Frucht zu bringen für die Vielen (vgl. Joh 12,24). Der vollkommene Verzicht auf das Haben führt zum Ziel eines neuen Lebens. Dies ist der Inhalt des Bekenntnisses seiner Auferstehung. Die Erzählungen über Begegnungen mit dem Auferstandenen legen deshalb Zeugnis ab von seinem Sein und Leben, betonen mit der Rede vom Geist-Sein aber zugleich, dass man Jesus nicht mehr in der Weise des Habens begegnen kann. Der Geist ist deshalb für den Christen der Inbegriff von Leben und Lebendigkeit, Vernunft und Liebe, Wirkmächtigkeit und Sein.

IV. Glaubenserfahrung aufgrund der jesuanischen Lebenspraxis heute

Die angeführten Texte aus den Evangelien mögen für die Deutung der Lebenspraxis genügen, obwohl es noch viele signifikante Texte auch aus der Briefliteratur gibt, die deutlich machen können, dass all jene, die sich auf die Lebenspraxis Jesu mit ihrer eigenen Lebenspraxis eingelassen haben, zu ähnlichen Erfahrungen gelangten. Die Logik von Haben oder Sein wird durchgängig bestätigt: Wo ein Mensch sich in seiner ganzen Lebenspraxis darauf einlässt, sich nicht mehr am Haben oder auch am Nicht-Haben zu orientieren, da widerfährt ihm etwas ganz Ungewohntes: Er erfährt das Noch-Nicht, das Andere, das Einende anstelle des Trennenden, das Überschreiten (Transzendieren) anstelle des Schritthaltenmüssens (wie im Gesetzesgehorsam), das Fremde als das Eigene, das Zukünftige im Hier und Jetzt statt das Sorgenmüssen für die Zukunft.

Im Neuen Testament wird diese Glaubenserfahrung des Anderen aufgrund der jesuanischen Lebenspraxis nicht Erfahrung des Seins genannt (wie bei Fromm), auch nicht Erfahrung des Noch-Nicht oder des Anderen. Das Neue Testament versteht die Erfahrung des Anderen aufgrund der Jesuanischen Lebenspraxis als Nähe, Ankunft, Einbruch oder Gegenwart des Reiches Gottes, als Handeln des Vaters, als Sein in Christus oder als das vom Geist Gewirkte. Mit diesen (und noch anderen) Deutungen der Glaubenserfahrung wollen die Zeugen des Evangeliums die Andersartigkeit dieser aus der jesuanischen Lebenspraxis entspringenden Erfahrung begreiflich machen und vor Verwechslungen schützen. Immer aber werden diese Deutungen von Zeugen bekannt, die eine jesuanische Lebenspraxis gewagt haben, so dass ihre Lebenspraxis ihre Erfahrung des Anderen bewirkte.

Was Kirche und Theologie aus den Deutungen der neutestamentlichen Zeugnisse gemacht haben, führt meist zum genauen Gegenteil: Fremdbestimmung wird als Erfahrung des Anderen interpretiert. Wie eingangs aufgezeigt, gibt es auch die Erfahrung des



Anderen und des Noch-Nicht durch Fremdbestimmung, die auf die Unterwerfung unter, die Identifikation mit und die Bewunderung für ein Ganz-Anderes zielt und darauf hinausläuft, den Menschen zu entmündigen und „gläubig“ zu machen. Eine solche Glaubenserfahrung lässt sich unabhängig von einer entsprechenden Lebenspraxis bekennen, weil sie ihren Grund nicht in der Lebenspraxis selbst hat. Diese Art der Glaubenserfahrung eignet sich besonders gut, Menschen in Abhängigkeit zu nehmen, denn sie nützt die Sehnsucht des Menschen nach dem Anderen aus, bietet sich als Anderes oder- noch unangreifbarer- als Ganz-Anderes zum Erwerb an, so dass der Mensch in den „Besitz“ des Glaubens kommen kann.

In diesem Zusammenhang ist es auffallend, dass mit der Etablierung der Kirche und der Kanonisierung des Glaubensbekenntnisses im 3. und 4. Jahrhundert die jesuanische Lebenspraxis aus der offiziellen Kirche verschwand und nur noch sporadisch in mehr oder weniger angefeindeten (Armut-)Bewegungen und in der Mystik gelebt wurde. Diese Entwicklung hält bis heute an und wurde durch die Theologie und durch die negative Anthropologie der Reformatoren eher beschleunigt als verlangsamt. Auch dort, wo die heutigen politischen Verhältnisse denen des Urchristentums in gewisser Weise ähnlich sind, nämlich in den vom Staat verfolgten Kirchen des Ostens, evoziert die Situation im allgemeinen keinen Glauben aufgrund einer jesuanischen Lebenspraxis; vielmehr wird dort das Glaubensgut mit den gleichen entmündigenden und entfremdenden Machtmitteln verteidigt, mit denen der konkurrierende Staat auf die rechte Wange schlägt. Anders ist es zum Teil in den Kirchen Lateinamerikas, die mit ihrer Theologie der Befreiung zu eben jener Erfahrung des Anderen aufgrund einer jesuanischen Lebenspraxis stimulieren wollen, die von der Hierarchie der Kirche aber oftmals in Misskredit gebracht werden. Die Brisanz der aufgeworfenen Fragestellung (Glaube als Erfahrung des Anderen aufgrund der jesuanischen Lebenspraxis) ergibt sich aber nicht erst im Blick auf Rom, Polen oder Nicaragua. Die Frage des Glaubens ist für jeden von uns brisant, weil jeder in einem Lebensstil verhaftet ist, der nach einer Alternative ruft. Wir suchen nach alternativen Erfahrungen auf der Grundlage einer alternativen Lebenspraxis: dass Christen das Andere und das Noch-Nicht aufgrund der alternativen Lebenspraxis in Erfahrung bringen, das heißt, dass Christen wieder anfangen zu glauben.